

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 33 (1992)
Heft: 6

Artikel: Fiebebeule im kaukasischen Syndrom
Autor: Brügger, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fieberbeule im kaukasischen Syndrom

Nagorni Karabach ist eine armenisch bewohnte Enklave in Aserbaidschan. Der Streit um ihre Zugehörigkeit kumuliert die verschachtelten kaukasischen Konflikte in exemplarischer Weise.

Die ganze Region zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer ist eurasisch im engeren Sinn, ein Amalgam. Aber im kulturellen Bewusstsein und in der Mentalität ihrer Bewohner gibt es klare bis scharfe Trennungen. Die eigenen Völker der Armenier und Georgier sind christlich und «europäisch», die aserbaidschanische Turkbevölkerung der Aseri (sie setzt sich nach Süden in den Iran fort) ist islamisch und «asiatisch». Weitere Völkerschaften innerhalb der drei Länder verwischen die Konturen flickeppichhaft.

Das Protektorat über das immer wieder neu aufgeteilte Gebiet haben in der jüngeren Geschichte abwechselungsweise oder simultan die benachbarten Grossmächte ausgeübt. Persien, das Osmanische Reich

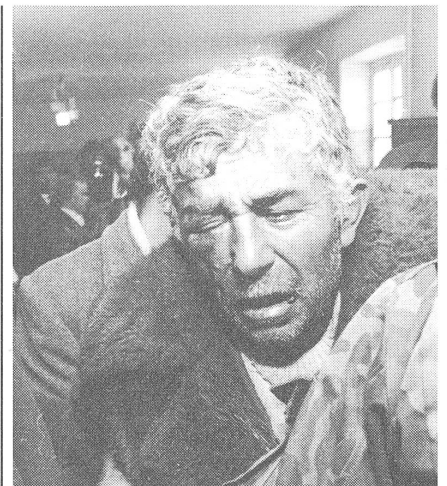
und seit dem 19. Jahrhundert auch Russland. Die ethnischen und vor allem religiösen Präferenzen waren vorgegeben.

Armenien, als Territorium ein Restbestand des früher grossen armenischen Siedlungsgebietes in der Türkei, befindet sich in der Zange zwischen der Türkei und Aserbaidschan, und das nicht nur geographisch. Aufstände der Armenier (oder auch nur von Armeniern) gegen die Türkenherrschaft haben in den letzten 200 Jahren wiederholt zu Massakern geführt. Das grösste von ihnen war 1915. Die Türken, assistiert von Kurden, brachten 600 000 Armenier um und deportierten anderthalb Millionen; seither ist die Türkei «armenierfrei».

In kleinerem Massstab kam es auch wiederholt zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Aseri und Armeniern. Die postulierte Gegenseitigkeit ist allerdings schlagseitig: Die Hauptopfer waren fast immer die Armenier. Den Anlass boten die zahlreichen durchmischten Siedlungsgebiete.

Die pax sovietica überdeckte das alles mit ihrer Diktatur. Die Bolschewiken riefen auch im Kaukasus ihre sozialistischen Republiken aus und vereinigten 1922 die drei Länder zur Transkaukasischen Föderativen SSR. Sie hatte bis 1936 Bestand. Damals wurden Georgien, Armenien und Aserbaidschan in ihren heutigen Grenzen dekretiert. Und das bedeutete insbesondere, dass der Karabach zu Aserbaidschan geschlagen wurde.

Die Sowjetmacht unterdrückte gleichermaßen alle ihre Bürger, aber das verhinderte nicht, dass es gleichzeitig zu nationalen und regionalen Diskriminierungen kam, die bloss geleugnet wurden. Die Moslemgebiete der UdSSR spielten faktisch die Rolle von kolonialisierten Entwicklungsändern, deren spezielle Misere zu allen Übeln des Sozialismus hinzukam. Monokulturen, Raubbau, Arbeitslosigkeit (durchaus schon in der Sowjetzeit), materielle Armut bei gleichzeitigem Kinderreichtum, das waren ihre speziellen oder wenigstens ihre speziell grossen Nöte. Dazu kam die aufklärerische Verachtung der Europäer für die islamischen Asiaten, dem sowjetischen Sinnbild für abergläubische Rückständigkeit. Die dürftigen Mullahwitze waren sozusagen ein Ausgleich für den Neid



Ein Flüchtling aus dem umkämpften Khojali (Bild: Keystone).

auf den Lebensstandard des kapitalistischen Westens.

Kolonialgebiet in diesem traditionelleren Sinn war neben den zentralasiatischen Republiken auch und nicht zuletzt Aserbaidschan mit seinen Aseris. Das wirkte um so frustrierender, als man in der gleichen Region auch das verhältnismässig blühende Georgien hatte. Und ein armenienbezoglicher Frust kam hinzu. Den 500 000 Armeniern in Aserbaidschan ging es durchschnittlich besser. Sie wurden, wenn schon nicht als Christen, so doch als Nichtmoslems vom Parteiapparat gefördert, und hinzu kommt wohl, dass sich die armenische Diaspora auch anderswo (zum Beispiel in Moskau) als überdurchschnittlich tüchtig erwiesen hat, aus welchen Gründen auch immer. So mottete unter der grauen Asche des «soviet style of life» eine pogromträchtige Eifersucht seit langem.

Im Gegenzug liess man die relativ kompakte armenische Bevölkerung in der schein-autonomen Region Karabach die aserbaidschanische Massgeblichkeit fühlen. Den Armeniern dort verwehrte man die muttersprachliche Weiterbildung und den kulturellen Anschluss an ihr Mutterland so weit wie möglich, mit dem Resultat, dass die Armenier ihrerseits sich von den «Türken» unterdrückt fühlten; Frust zu Frust zerhackt sich gern.

In dieser Nummer

Untergrabung der Demokratie	4
Zum Missbrauch des Rechtsstaates	
Rationales und Irrationales in der Meinungsbildung	6
Schlussfolgerungen und Thesen	
Der Brückenschlag	8
Hilfe für Rumänien	
«Erich Honecker, die gute Fee ...»	10
Über Informationsblockaden und Selbstzensur	
Gedanken zum Konservatismus	11
Denis Dragunskij zur sozialistischen Terminologie	
Unsere Serie	14
Armenien	

LIEBE LESER

Schon in der Vor-Perestrojka-Zeit hatten armenische Bürgerrechtler und Intellektuelle von Moskau eine Überprüfung der Karabachfrage gefordert; eine echolose Sache dort und draussen. Aber Anfang 1988, als Glasnost überall zur öffentlichen Bekundung auch nationaler Anliegen führte, wurde das Karabach-Thema in Armenien selbst zum Hauptthema von gigantischen Demonstrationen. Das wiederum reizte den Mob in Aserbaidschan. Es kam zu Pogromen in Sumgait, Baku und anderswo.

Seither haben die zerstreut in Aserbaidschan lebenden Armenier fast alle das Land verlassen (müssen), und um den Karabach tobt der Krieg. Die GUS-Truppen der ehemaligen Sowjetarmee ziehen sich zurück, und die Aserbaidschaner können im wörtlichen Sinn mit dem schweren Geschütz auffahren; den Staatschef, der das noch nicht so wollte, haben sie aus dem Amt gedrängt.

Nachdem es aufgrund gegenseitiger Gewalt (vertrieben worden sind auch in Armenien lebende Aseri) ohnehin zu einer notgedrungenen «Entflechtung» der Bevölkerungen gekommen ist, scheint diese Konsequenz auch für Karabach mehr denn je als endgültige Lösung angebracht; Karabach gehört zu Armenien. Inzwischen ist alles willkommen, was dem Morden ein Ende macht, russische Vermittlung so gut wie internationale. Unter Ausschluss freilich expansionistischer Interessen. Zum grossen Glück haben sich bisher weder die Türkei noch der Iran durch das nachsowjetische Machtvakuum verleiten lassen, ihrerseits mitzuspielen. Auch diesbezüglich ist eine rasche Befriedung des Konflikts vonnöten; man darf nicht warten, bis die internationalen Verwicklungen da sind.

Den Frieden brauchen alle, aber den Schutz vor Pogromen brauchen die Armenier — und zwar jetzt. ■

Nagorni Karabach könnte zum Sinnbild werden – und das gleich in mehrfacher Hinsicht. Nicht nur, dass in diesem mörderischen Krieg bereits Hunderte von Menschen ihr Leben gelassen haben, es geht dort auch um die Selbstbestimmung eines Volkes, dessen Gebiet aus politischen Gründen von der Sowjetmacht seinerzeit vom «Mutterland» getrennt, dem Gebiet eines anderen Volkes zugeschlagen und dadurch, und nur dadurch, dieses Volk zu einer Minderheit wurde.

Nagorni Karabach könnte aber auch zum Sinnbild eines eigentlichen Religionskrieges zwischen Christen und Muslimen werden, spätestens wenn sich dieser vorläufig noch regionale Konflikt zu einem Flächenbrand ausweiten sollte. Das Potential dazu wäre gegeben: In Aserbaidschan lagern taktische Nuklearwaffen, die auch in die Hände islamischer Integristen und Terroristen gelangen könnten.

Der Konflikt um Nagorni Karabach könnte aber schliesslich auch zum Sinnbild für neue Stellvertreterkriege werden. Immerhin versuchte der Iran, bisher mit mässigem Erfolg, in Zentralasien Fuss zu fassen. Doch die Nato sorgt sich, dass «nach der Phase des kalten Krieges jetzt der Gegner des Westens eine islamische Supermacht sei». Diese Sorge ist ernstzunehmen.

Dafür müssen wir gerüstet sein, auch militärisch, wie Armenien beweist; denn Armenien hat bisher auf eine eigene Armee verzichtet und damit Aserbaidschan im Glauben bestärkt, den Konflikt militärisch lösen zu können. Inzwischen besteht denn auch die Gefahr, dass ein neuerlicher Genozid verübt werden könnte.

Gegenüber der islamisch-integristischen Herausforderung aber haben wir auch unser eigenes Wertesystem entgegenzusetzen. Und dass gerade der russische Schriftsteller Denis Dragunskij, der den Totalitarismus am eigenen Leib erfahren hat, uns in seinem Artikel über den Konservatismus an diese Werte erinnern muss, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Oder ist es sogar eine logische Zeiterscheinung, dass wir uns jener Werte, die uns seit Jahrzehnten Freiheit und Wohlstand gebracht haben, gar nicht mehr so recht bewusst sind?

Monika Scherrer

Hoffnung auf Schewardnadse

Korrespondentenberichte zeichnen ein düsteres Bild von der georgischen Hauptstadt Tiflis: Verwüstung, wirtschaftliches Elend und Tod. Die gewaltsame Vertreibung des ebenso gewaltsamen Diktators Gamsachurdija durch einen provisorischen Kriegsrat im Januar dieses Jahres hat seine Spuren hinterlassen. Die Georgier sind desillusioniert, jüngsten Meinungsumfragen zufolge glauben fast drei Viertel der Bevölkerung an keine politische Führungsfigur mehr.

Trotzdem, gemäss einer Meldung der russischen Agentur ITAR-TASS von Mitte Februar, kündigte der Ministerpräsident der Übergangsregierung, Tengis Sigua, die «völlige Stabilisierung» der politischen Lage bis Mitte März an. Und seine Regierung tat einiges dafür. Bereits im Januar wurden Gesetze zur Privatisierung von Land, Wohnungen sowie kleinen und mittleren Unternehmen verabschiedet. Auch freie Wahlen sollen stattfinden, möglichst noch im Sommer, spätestens aber im Oktober.

Heute fehlen noch das frei gewählte Parlament und eine rechtmässige Regierung, und ohne dies bleiben Wirtschaftshilfe und politische Anerkennung durch das Ausland aus. Darauf aber ist Georgien angewiesen.

Was liegt näher, als einen Mann an die Spitze des Staates zu holen, der wegen seiner Integrität im Ausland noch immer höchstes Ansehen genießt? Und hier drängt sich der Georgier Eduard Schewardnadse geradezu auf. Er hat in der Vergangenheit bewiesen, dass er ein umsichtiger Politiker ist, nicht nur als Aussenminister unter Gorbatschow; denn er setzte bereits vor zwanzig Jahren als Chef der inzwischen aufgelösten KP Georgiens unkonventionelle Methoden in der Landwirtschaft durch, um die Eigeninitiative der Bauern zu fördern. Die Hoffnung, Schewardnadse könnte Georgien wieder die Ruhe und Stabilität bringen, die es braucht, um mit den Altlasten des Sozialismus fertig zu werden, könnten berechtigt sein. *Monika Scherrer*